

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 21 (1931)

Heft: 10

Artikel: Bergwinter

Autor: Johner, Hans Peter

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-635303>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 23.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

gebrochen war. „Trinken wir zuerst einmal.“ Er verwunderte sich: „Die Flasche ist auch schon bald leer.“ Und dann schlug er vor: „Es bleibt nur noch ein Weg: Treten Sie in meine Partei; ich werde schauen, daß Sie vorwärts kommen.“

„Aber“, begann Marzelin, „schimpfen Sie dann nicht wieder. Warum soll ich nicht meine Meinung auch einmal in aller Stille und da es sich so fügt, sagen dürfen, wo andere mir ihre Meinung jeden Tag mit großem Lärm aufdrängen? Nun also, wir werden heute, und vielleicht immer, von Parteien beherrscht. Sie werden mit ihrem ewigen Gezänke noch unser schönes Land zugrunde richten. Es hat zu viel politische Geschäftleinmacher; ich kann nicht auch noch dabei sein, tauge auch nicht dazu.“

„Das ist aber naiv.“

„Was ist das, eine Partei? Die Etikette stimmt nicht immer mit dem Inhalt der Flasche überein. Eine Fahne kann auch nur ein Stück Tuch sein, ein Programm, eine Zusammenstellung von Schlagworten, um Wähler und damit Macht zu gewinnen. Und dann, zu welcher Partei soll ich gehen? Zur Fortschrittspartei. Sie ist heute am Ruder, morgen vielleicht die andere. Sie haben das Geld, den Intellekt. Aber sie sind nicht immer weitsichtig, nicht immer großdenkend. Sie sprechen von Recht und meinen ihr Portemonnaie. Ich habe weder Ansehen noch Geld und würde also dort nur verachtet werden. Ich bin ein Fortschrittmann, gewiß, aber ich bin kein Mann der schönen Weste.“

„Sie sind Anarchist, Sozialist!“

„Nein, ich bin nur unglücklich.“

„Oder sehr jung.“

„Eben darum; das schließt das andere in sich. Nebri gens, Sie sagen, ich sei Sozialist. Das ist möglich. Aber ich glaube nicht, daß die rote Krawatte den Sozialisten ausmacht. Ich habe keine. Ich glaube jedoch, daß der Sozialismus zeitgemäß ist und viele Werte in sich faßt. Er ist der Sauerteig des Staates. Er ist ein Schritt auf dem Wege zum Menschenrecht und ich wünschte, daß jedem sein Recht würde. Er ist das Volk, jene dunkle Menge der Unbekannten, gut und fruchtbar wie die Mutter Erde, verborgene Schätze in sich bergend, der große Quell, aus der alles Leben quillt, das dunkle Erdreich, aus welchem Bäume zum Himmel wachsen, aus deren Holz die Großen geschnitten werden. Das ist mein Sozialismus. Der andere, der von heute ist mir zu brutal. Sie sprechen von Recht und meinen ihren Magen. Ihr Hass wirkt zerstörend, gestachelt von den ewig Hungrigen, dem Lärm der Ehrgeizigen, die darauf ausgehen, aus unserer schönen Welt ein einziges großes, graues Gefängnis zu machen, in der Hoffnung, Aufseher darin zu werden. Und doch blieb von Griechenland nichts als die Schönheit lebendig.“

Was soll ich dort? Ich bin ein stiller Musikan und ich glaube, es wäre besser, wenn es mehr solcher hätte. Es wird zu viel sogenannte Politik getrieben. Was ist Politik? Politik ist ein Unglück. Die beste Politik ist Aufrichtigkeit und Wohlwollen. Ich bin der Meinung, daß der Wille zur Macht noch selten so groteske und verderbliche Maße zeigte wie heute. Der einzelne und die Gesamtheit sind von ihr besessen. Und dabei redet man stolz von Kultur —“

„Na, hören Sie“, unterbrach hier der Syndikus, „sind Sie fertig mit Ihrer Suada? Schade, Sie sind der ge-

borene Volksredner. Aber zu naiv. Hol mich — nun, ich will nicht fluchen. Sie sind, wie soll ich sagen? Sie sind ein Dichter. Mit Ihrer Laufbahn ist es also Essig; denn auf diese Weise kommen Sie Ihrer Lebtag zu nichts. Und der Wein ist auch ausgetrunken. Gehen wir nach Hause.“

Der Abend war warm wie eine Juninacht und der Himmel voller Sterne. Der Syndikus fasste den anderen unter dem Arm und führte ihn heimwärts. „Sie sind eigentlich doch ein lieber, dummer Kerl, ganz wie der Doktor, nur ein bißchen ein anderes Format. Wenn Sie jetzt alles herunterreißen, können Sie es denn besser machen?“

„Ich nicht allein. Alle müssen so denken wie ich, alle danach handeln.“

„Versteht sich. Das sagt jeder Apostel. Also die vorgeschlagenen Lebenswege gefallen Ihnen nicht. Was würde Ihnen denn gefallen?“

„Ein Stück Erde, das ich zu einem Garten mache. Am Morgen wollte ich in diesem Garten arbeiten und am Abend Verse schreiben. Auch von Ihnen sollte ich nicht reden. Ich weiß es schon. Aber vielleicht würden Sie immer besser, daß ich jenen vielen das Brot der Seele geben könnte, nachdem sie unwissend hungern.“

„Daso! Der Staatsdienst scheint mir aber auch keine leide Sache für Sie.“

„Das ist möglich und auch ganz schön, wenn ich mir vorstelle, einer Gesamtheit zu dienen, für ihr Wohl. Eine große Sache!“ meinte Marzelin und setzte plötzlich, mit einem tiefen Seufzer, hoffnungslos und traurig hinzu: „Aber was nützte das alles, ohne Liebe!“

„Da haben wir's“, murkte der Syndikus. „Fort müssen Sie auf jeden Fall von hier. Gehen Sie ein wenig in die Fremde, nach Paris zum Beispiel.“ Und damit schritt er hallend davon, durch die nächtlich stillen Gassen.

(Fortsetzung folgt.)

Bergwinter.

Tief im Schnee die Hütten stehen,
Lastenschwere Fichten reden
Wipfelschlank sich in das Licht.
Rings herrscht ernstes Todeschweigen,
Nur ein Rabe will sich zeigen,
Sein Gefräuze stört hier nicht.

Schwarze Schwingen ob der Stätte,
Wo des Kirchleins Silhouette
Aus dem Morgendämmer tritt.
Fast gespenstisch Leichensteine
Rappen tragen, plötzlich eine
Sinti, der Vogel reiht sie mit.

Und am Dach der kleinen Pforte
Hängt das Eis, des Priesters Worte
Sind im Innern längst verhallt.
Nicht mehr grüßt geweihter Kerzen
Schein den bleichen Mann der Schmerzen
Und kein Kyrie erschallt.

Überm Grat die ersten Strahlen
Zarte Schleier golden malen,
Schon ein blasser Schimmer fällt
Auf das Kreuz vom Bergeshänge,
Doch das Glöcklein schlafst am Strange,
Den der Frost im Banne hält.

Hans Peter Jöhner.